

Das lutherische Bekenntnis und das ökumenische Gespräch heute

Zwei Möglichkeiten scheinen sich auf den ersten Blick anzubieten, um dieses Thema zu behandeln. Man könnte einerseits referierend vorgehen, um anhand der vielen ökumenischen Gespräche, Konsensthesen und Unionspläne, die wie Pilze aus dem Boden schießen, zu versuchen, die heutige Lage oder den Standort der lutherischen Kirchen zu bestimmen. Es würde also darum gehen, über die Fragen zu berichten, mit welchen wir konfrontiert sind und von den Wegen zu sprechen, die sich anbieten.

Andererseits könnte man das Thema auch mehr geschichtlich anfassen, etwa das Verhältnis der lutherischen Bekenntnisse zur ökumenischen Problematik darstellen, ihr Selbstverständnis untersuchen und ihre Auffassung von kirchlicher Einheit näher bestimmen. Damit wäre wohl ein wichtiger, und auch immer wieder aktueller, Themenkreis berührt. Aber er wurde m. E. in den letzten Jahren schon zur Genüge behandelt.

Ich habe mich für eine dritte Möglichkeit entschieden, die auf gewisse Weise die beiden anderen impliziert, aber den Akzent weder auf die Information allein noch auf die Geschichte allein legt, sondern stärker auf das normative Moment im gegenwärtigen Gespräch hinweist. Es geht mir also um einen Versuch, etwas von der Richtung anzugeben, welche lutherische, bekenntnisgebundene Kirchen im theologisch-ökumenischen Engagement heute einzuschlagen haben. Natürlich kann es sich nur um einen Versuch handeln. Wer könnte beanspruchen, genau über den zukünftigen Weg von christlichen Kirchen Bescheid zu wissen? Letzten Endes liegt dieser Weg in den Händen des Herrn, der allein sagen kann: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“

I.

Es mag sinnvoll sein, etwas über die heutige ökumenische Situation zu sagen.

1. Man muß auf die Krise des traditionellen Ökumenismus hinweisen. Sie äußert sich zum Beispiel in einer wachsenden Gleichgültigkeit gegenüber ökumenischen Treffen (auch auf der Gemeindeebene), theo-

logischen Gesprächen, Unionsbestrebungen usw. Mit dieser Krise ist eine Kritik an der bisherigen ökumenischen Bewegung verbunden, die sich für unsere ökumenischen Bemühungen sehr positiv auswirken kann. Die bisherige ökumenische Bewegung sei zu ekklesiozentrisch gewesen. Es wäre ihr nur um Einheit zwischen den Kirchen gegangen, um die Überwindung theologischer Unterschiede, und nicht genug um die Einheit aller Menschen und um den Dienst an der Welt. So meint es besonders der sogenannte „Säkularökumenismus“¹. Im Unterschied zur Einheit durch den theologischen Dialog geht es dem Säkularökumenismus um eine Einheit im Dienst an der Welt und um die Einheit der Welt als dem wesentlichen Horizont christlichen Handelns. Mit dieser Tendenz, die heute mehr oder weniger alle Kirchen erfaßt hat, und nicht nur die kirchlichen Randsiedler, sind wir in ein drittes Stadium der ökumenischen Bewegung eingetreten. Im ersten Stadium handelten die großen ökumenischen Pioniere wie Söderblom z. B., welche den ökumenischen Gedanken auf charismatisch-prophetische Art verkündeten, aber doch als Einzelpersonen wirksam waren. Dann kam das mehr „kirchliche“ Stadium. Ein Markstein war die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Amsterdam 1948. Die Kirchen als solche und die Gemeinden wurden von der ökumenischen Bewegung erfaßt. Es begann eine Blütezeit für den Ökumenischen Rat und die konfessionellen Weltbünde, die auf katholischer Seite ihren Höhepunkt im Zweiten Vatikanischen Konzil fand.

Nun sind wir anscheinend wieder darüber hinausgewachsen, obwohl die zweite Phase noch gar nicht überall durchgedrungen ist. Vielleicht liegt hier auch ein Grund der Krise! Für die Kritiker des bisherigen Ökumenismus ist, nach den Worten von Bischof Robinson, diese Art des Ökumenismus mit der Haltung zweier alter Männer zu vergleichen, die ihr Erspartes zusammenlegen, und miteinander leben, um besser bestehen zu können. Ein hartes, bitteres Wort! Zweifellos ist der Weltbezug des Ökumenismus in diesem dritten Stadium zu begrüßen, solange er sich nicht auf Kosten des Evangeliums und des Glaubens entwickelt und nicht, als ein neuer humanistischer oder politischer Dogmatismus, Gottesdienst, Kirche, Lehre und Theologie verwirft, sondern ihnen neue Relevanz verleiht.

2. Kennzeichnend für das heutige ökumenische Gespräch ist die Krise der Institutionen, insbesondere auch der ökumenischen Institutionen. Das Problem liegt heute gar nicht mehr so sehr in der Vereinigung oder nicht zweier Kirchen. Von Ausnahmen abgesehen sind die Befürworter

der Union als dem ökumenischen Modell doch recht stille geworden. Dies konnte man in Leuenberg erleben, bei den europäischen reformiert-lutherischen Gesprächen, wie auch, in letzter Zeit, in Frankreich. Ein französischer reformierter Theologe, der früher ein eifriger Verfechter des Unionsgedankens war, schrieb vor kurzem, es sei gut gewesen, daß man in Frankreich die evangelischen Kirchen nicht in einer Union verschmolzen habe, in Anbetracht der notwendigen, fruchtbaren und für die Gesamtökumene offenen Pluralität der Traditionen und Konfessionen.

Die geschlossenen monolithischen Kirchenunionen werden ja noch von einer anderen Seite in Frage gestellt, nämlich von den kleinen Gruppen und Untergrundkirchen, denen es darum geht, auf Grund einer bestimmten Schicksalsgemeinschaft (z. B. Mischehepaare) oder im Hinblick auf ein bestimmtes politisches Engagement (Friedensbewegung in den USA oder Mai-Revolution 1968 in Frankreich z. B.) Gruppen engagierter Christen zu bilden, die eigentlich den Rahmen der gegebenen Kirchen sprengen. Damit stellt sich das ökumenische Problem auf eine neue Weise. Ökumenische Institutionen werden merkwürdigerweise äußerst relativiert, wie die Einheit überhaupt! Hier geht es mehr um das Evangelium und seine Relevanz. Ein reformatorisch grundlegender Gedanke! Zugleich aber stellt sich die ökumenische Problematik wieder neu ein, nämlich wie wird die eine Kirche auf Grund des einen Evangeliums in der Pluralität dieser vielfach differenzierenden Gruppen wieder sichtbar? Gewiß nicht in Unionen, vielleicht in einem universalen Konzil oder nur mit Hilfe charismatischer Personen, welchen es gelingt, den Dienst an der Einheit auszuüben, vielleicht anhand eines noch zu gestaltenden, flexiblen Einheitsamtes.

3. Ein anderer ökumenischer Problembereich ist mit den Stichworten „Bekenntnis“, „Lehre“ gegeben. Ich kann hier nur auf einige Tendenzen hinweisen. Spätestens seit Uppsala kursiert das Wort der „Orthopraxis“. Die Orthodoxie der Lehre müsse durch ein rechtes, dem Evangelium gemäßes Handeln ergänzt bzw. ersetzt werden. Es gäbe auch Häresien in der Ethik, etwa auf dem Gebiet der Rassendiskriminierung. Ohne Zweifel vollzieht sich so eine wichtige Wiederentdeckung neutestamentlicher Bezüge. Die, in Galatien geübte, Beschneidung widerstößt ja auch gegen die Orthopraxis. Sie ist als Bedingung zum Heil ein häretisches Handeln.

Man darf jedoch nicht Orthopraxis und Orthodoxie, Handeln und Lehre auseinanderspielen, wie es manchmal geschieht. Jede Tat impliziert

eine Theorie, ja einen bestimmten Glauben. Nach dem biblischen Zeugnis ist der Glaube an das Wort gebunden, an Christus als das Wort, wie auch an das Wort über und von Christus. Damit ist schon die Frage der Verkündigung und der Lehre aufgeworfen.

Doch ist es nicht unbedingt die Lehre als solche, die in Frage gestellt wird. Vor allem die Beziehung der heutigen Verkündigung und Theorie zur Vergangenheit stellt das Problem dar, das etwa der Säkularökumenismus gewaltsam lösen will, indem er die traditionellen Lehrunterschiede einfach als irrelevant erklärt, im bezug auf den heutigen Dienst der Kirchen und die damit gegebenen Theorien.

Wenn wir uns dem traditionellen ökumenischen Feld zuwenden, so kann man ohne Zweifel eine starke Annäherung beobachten in der Weise, wie die Kirchen heute den Lehrkonsensus und die gelebte Gemeinschaft miteinander verbinden. So heißt es etwa im Leuenberger Bericht: „Nur das Miteinander von gelebter Gemeinschaft und von Gemeinschaft im Verständnis des Evangeliums wird der in Christus vorgegebenen Einheit gerecht. Der Weg zur Kirchengemeinschaft führt daher nicht am Lehrgespräch vorbei, sondern er muß dieses als wesentliches Element einschließen.“²

Wir können von großen Fortschritten sprechen auf dem Gebiet der Konsensthesen, die mehr oder weniger offiziell im zwischenkirchlichen Dialog erarbeitet wurden. Man denke etwa an die verschiedenen Texte, die auf regionaler und europäischer Ebene im Gespräch zwischen Lutheranern und Reformierten entstanden sind.³ Zu erwähnen ist hier auch das Ergebnis des Dialogs, der zwischen Rom und dem Lutherischen Weltbund geführt wurde⁴, und auch die Übereinkunft zwischen amerikanischen lutherischen und katholischen Theologen, welche die Anerkennung des lutherischen Amtes fordert.⁵ Zugleich aber tritt eine gewisse Ermüdung oder Ernüchterung im bezug auf Konsensthesen ein. Man stellt fest, daß gemeinsame Aussagen immer noch verschieden interpretiert sein können (Arnoldshain!). Man steht vor dem Sprachproblem! Angesichts dieser Schwierigkeit heißt es im Dokument des Lutherischen Weltbundes „Mehr als Einheit der Kirchen“: „Es ist wichtiger, daß zwei Kirchen zu einer konvergenten Beschreibung der gemeinten Sache gelangen, als zu Kompromißformeln, die unterschiedliche Deutungen implizieren.“⁶ Andererseits müssen wir zugeben, daß die faktischen Lehren der Kirche oder der Theologen oft unbeirrbar weitergehen oder daß große Unterschiede auftauchen zwischen dem Konsensus, der zwischen einigen Theologen oder Kirchenleitungen her-

gestellt wird, und dem, was faktisch in den jeweiligen Kirchen gelehrt und gelebt wird. Welches ist dann die Relevanz solcher Konsensthesen? Wie könnten sie die Kirchen wirklich bestimmen? Wie offen sind sie für Pluralität und für künftige Entwicklungen? Solche und andere Fragen stellen sich heute unvermeidlich. Damit werden gewiß die Konsensthesen nicht unbedingt in Frage gestellt, aber doch auch wieder stark relativiert.

4. Es ist hinzuweisen auf die heutige Krise im Verständnis des Evangeliums. Das ist wohl das Wesentliche in unserer Situation, daß es heute eben nicht mehr bloß um kirchliche Strukturreformen gehen kann. Wir befinden uns in einer Krise des Glaubens und fragen miteinander auf neue, radikale Weise nach dem, was das ist: Gott – Jesus Christus und das Evangelium. Gefragt wird nach dem Weltbezug des Evangeliums, nach seinem Verhältnis zum Diesseitigen, etwa zur politischen Aktion. Gefragt wird nach dem Sinn des Gebets. Horizontalisten und Vertikalisten drohen auseinanderzubrechen. Gefragt wird nach dem Sinn des Gottesdienstes. Ist er nur soziologisch-politisch auszurichten, oder handelt es sich um die Feier von Menschen, die sich besinnen? Inwiefern ist er bestimmt vom Einbrechen des kommenden Herrn, also von einer Wirklichkeit, die etwas mit Transzendenz zu tun hat? Damit stellt sich die Frage nach der Transzendenz Gottes, wie sie zu verstehen sei und wie sie sich ausdrückt.

Man könnte beliebig weiterfahren und zeigen, wie heute das Evangelium selbst zur Debatte steht. Das ist unsere Not, aber auch unsere Chance. Es wird radikal gefragt. Nur derjenige, der radikal fragt, kann übrigens hoffen, Luther auf seiner Seite zu haben!

II.

Über den Beitrag der lutherischen Kirchen zum ökumenischen Gespräch heute möchte ich sprechen, indem ich fünf Thesen entfalte.

1. Die lutherische Kirche steht und fällt mit dem radikalen Fragen nach dem Evangelium.

Das klingt ziemlich selbstverständlich, und ist es im heutigen ökumenischen Kontext doch wiederum nicht. Wenn wir das Evangelium als die Botschaft von Gottes welttretendem Handeln in Jesus Christus verstehen, und wenn wir davon ausgehen, daß es Luther einzig und allein darauf ankam, dieses rettende Handeln in seiner Einzigartigkeit und Gnadenhaftigkeit gewahrt zu sehen, dann dürfen wir heute nicht müde

werden, immer wieder radikal nach dem Evangelium zu fragen. Mit anderen Worten heißt die Frage nicht nur: was sollen wir tun? – sondern: wie ist unser Tun in Christi Tun eingebettet?; nicht nur: wie soll das Evangelium verkündet werden? – sondern: was ist das Evangelium, das wir verkünden?; nicht nur: wie können wir uns als christliche Kirchen, Gruppen usw. aus zweckmäßigen Gründen, oder einfach, weil wir schon zusammenleben, vereinen? – sondern: welches Evangelium verkünden wir? Ich könnte so weiterfahren, aber es mag genügen. Im heutigen Gespräch und angesichts der Säkularisierung oder gewisser Auflösungstendenzen der Theologie können wir nicht radikal genug fragen.

Ist dieses Fragen nur eine Prüfung der anderen, ob sie die rechte Lehre mit uns teilen, oder ist dieses Fragen auch der Ausdruck unseres eigenen Suchens? Mit anderen Worten: Haben wir das Evangelium, oder haben wir es nicht? Ich würde mit Ja und Nein antworten.

Zweifellos ist mit der Botschaft von der Rechtfertigung des Sünders das Herzstück des Evangeliums getroffen. Wir müssen weiterhin sagen, daß jede Theologie, die gegen diese Botschaft verstoßen würde, wie auch gegen die Unterscheidung von Gesetz und Evangelium oder gegen die *Theologia crucis*, das Evangelium verfehlen würde. Es ist deshalb nicht zu unterschätzen, daß es auf Grund der Leuenberger Gespräche zwischen Lutheranern und Reformierten auf europäischer Ebene zu einer Konkordie kommen soll, in welcher die Übereinstimmung im Verständnis des Evangeliums herausgestellt wird. Man bekennt gemeinsam „die ausschließliche Heilmittlerschaft Jesu als Mitte des Evangeliums“⁷ und bestimmt den grundlegenden Inhalt des Evangeliums als „die Rechtfertigung des Sünders *sola fide propter Christum* und die bedingungslose Annahme und Heiligung durch Gott für jeden, der diese Zusage annimmt“⁸.

Andererseits muß auch zugegeben werden, daß die Botschaft von der Rechtfertigung auch anders als in paulinisch-lutherischen Kategorien ausgesagt werden muß und ausgesagt werden kann. Es wäre auch auf alle Verzerrungen hinzuweisen, welche die Rechtfertigungsbotschaft immer wieder erfahren hat, z. B. ihre Ablösung vom christologischen Boden, so daß das „*sola gratia*“ wohl blieb, aber der Glaube nicht mehr verbunden war mit dem Heilshandeln Gottes in Jesus Christus.

Man muß also zugleich sagen, daß wir das Evangelium haben und auch nicht haben. Damit meine ich, daß uns das Evangelium als Christus selbst zu jeder Zeit wieder neu geschenkt wird, in seiner Reinheit und

in seiner Fülle. Vergessene Aspekte werden wieder entdeckt. Für unsere Zeit ist sicher ein solches Wiederentdecken im Weltbezug des Evangeliums zu sehen oder in der Königsherrschaft Jesu Christi. Gewiß ist dieser Begriff durch eine theokratische Auslegung belastet. Wesentlich ist aber doch die Erkenntnis, daß das Heilshandeln Gottes in Jesus Christus auf Welt aus ist, also daß es Gott nicht nur um die Rechtfertigung des einzelnen geht, sondern um eine versöhnte Welt. Darüber hinaus, daß es wohl um die Vergebung geht, aber auch um das Heil im Sinn des Wohlseins, um Friede und Gerechtigkeit auf Erden, als Frucht des Evangeliums. So schrieb Luther z. B.: „Darum, wenn man die Wahrheit sagen will: der zeitliche Friede, der das höchste Gut auf Erden ist, worin auch alle andern zeitlichen Güter inbegriffen sind, ist eigentlich eine rechte Frucht des Predigtamtes“ (WA 30, 2, 538).

Wir haben das Evangelium, insofern es in seiner Grundintention niemals anders sein kann, als das, was in der Rechtfertigungsbotschaft ausgesagt ist; und doch haben wir es nicht, sondern fragen danach, weil wir eben auch anders nach Gott, nach dem Sinn des Lebens und der Geschichte fragen als der Mönch Luther fragte oder der Rabbiner Paulus. Und doch ist es eben dasselbe Evangelium, weil es derselbe Herr ist, Jesus Christus, dieselbe Schrift, dasselbe Wort und Sakrament.

Wenn unsere These richtig ist, daß die lutherische Kirche zum radikalen Fragen nach dem Evangelium aufgerufen ist, dann bedeutet das auch einen Ruf zur theologischen Arbeit. Wenn das Evangelium fertig vor uns liegen würde, in ein paar Formeln griffbereit, dann wäre es eine zeitlose Idee, ein abgeschlossenes System. Man muß befürchten, daß es tatsächlich so verfälscht wird, wenn manche nur von der Frage umhergetrieben werden: wie verkündige ich das Evangelium, oder: wie gestalte ich die Kirche, oder: was muß ich tun?, so legitim diese Fragen auch sein mögen. Das radikale Fragen nach dem Evangelium bedeutet theologische Arbeit. Auch hier liegt m. E. ein wesentlicher Beitrag der lutherischen Kirchen für das ökumenische Gespräch heute.

Insofern das christliche Engagement heute in Beziehung zu Jesus Christus steht, insofern christliche Existenz etwas mit dem Glauben zu tun hat, und dieser Glaube durch das christusbezogene Wort bestimmt ist, insofern ruft das Evangelium, als Grund christlicher Existenz, auch nach Worten, nach Verkündigung, nach Übersetzung biblischer und anderer geschichtlicher Gegebenheiten, also nach Lehre. Es geht nun einmal nicht ohne, so wahr es ist, daß das Evangelium und seine Verkündigung

primären Charakter gegenüber jeder Lehre haben. Aber in ihrer dienenden Funktion hat Lehre – und damit auch theologische Arbeit – nicht nur ihr Recht, sondern auch ihre notwendige Funktion.

2. Unser Bekenntnis zum Evangelium geht über die Geschichte und unterliegt der Geschichtlichkeit.

Im Gespräch mit den reformierten Brüdern fällt es immer wieder auf, daß lutherische Theologie und Kirche ein anderes Verhältnis zur Tradition, insbesondere zur Bekenntnistradition des 16. Jahrhunderts, haben. Dies erschwert oft das Gespräch. Der Unterschied liegt sowohl im Verständnis der Bekenntnisschriften selbst, wie im Verhältnis zur Tradition der Kirche.

J. L. Leuba hat m. E. überzeugend gezeigt, daß es den reformierten Bekenntnissen, etwa der Confession de La Rochelle, darum ging, eine ziemlich vollständige Darstellung oder Zusammenfassung der wichtigsten Glaubensartikel zu geben, während das Augsbургische Bekenntnis z. B., und die lutherischen Bekenntnisschriften überhaupt, vorwiegend auf die Mitte der Schrift hingewiesen haben – in polemischer Abgrenzung allerdings.⁹ Es liegt eine Verschiedenheit vor, sowohl im Schriftprinzip wie im Verständnis des Bekenntnisses. Für das lutherische Schriftprinzip ist die Mitte der Schrift entscheidend, etwa die Rechtfertigungsbotschaft. Das Bekenntnis hat in dieser Perspektive eine unumgängliche Funktion hermeneutischer Art. Es muß nämlich die Mitte herausstellen, und nicht, wie in der reformierten Perspektive, einen vollständigen Katalog von Glaubensartikeln bieten, wenngleich auch das Bekenntnis zur Mitte, also etwa CA IV (Rechtfertigung) Aussagen über die Kirche, das Amt, das Wort und das Sakrament mit sich bringt, die eben diese Mitte unterstreichen.

Insofern wir auch heute zum Fragen nach der Mitte der Schrift gerufen sind, ist das Bekenntnis der Väter für uns relevant. Die Mitte kann ja wiederum nichts anderes als der lebendige Herr Jesus Christus und sein Heilswerk sein, diese Person, die auch die altkirchlichen Symbole intendieren. Aber die Geschichte, d. h. das Bekenntnis der Väter, ist noch aus einem anderen Grunde relevant. Zum Christus der Offenbarung, der Schrift, haben wir keinen Zugang, der den Weg über die Geschichte, d. h. über die Tradition, ausklammern würde, gewiß als die „norma normata“, aber doch eben als vom Heiligen Geist in der Geschichte gewirkte Erkenntnis Jesu Christi. Wir können uns also den reformierten aktuellen Bekenntnisbegriff nicht aneignen, der ohne weite-

res den „garstigen Graben“ (Lessing) zwischen dem Heute und dem Neuen Testament überspringen zu können und zu dürfen meint.

Nebenbei bemerkt, liegt natürlich hier ein modernes Problem, das unsere Kirchen sehr belastet, nämlich die Traditionslosigkeit des modernen Menschen. Wie kann man das Evangelium (das auch eine historische Seite hat) verkünden, wie Gottesdienst feiern, wenn die Menschen nur noch im Jetzt bzw. im Zukünftigen des Machbaren und der technischen Effektivität leben?

Nun aber zurück zur Geschichte, d.h. hier zu den Bekenntnisschriften, die für uns wesentlich sind und bleiben als Bekenntnis zur Mitte der Schrift und als Christuszeugnis der Gemeinschaft der Heiligen, mit der zusammen wir das Evangelium heute verstehen und bekennen. Es muß auch die Rede von der Geschichtlichkeit der Bekenntnisschriften sein. Es ist uns gestattet, zwischen der Grundintention oder der intendierten Mitte einerseits und der Begrifflichkeit andererseits zu unterscheiden. Nehmen wir z.B. die Christologie der Konkordienformel. Ihr geht es, wie der lutherischen Christologie überhaupt, darum, die untrennbare Einheit zwischen Gott und Mensch in Jesus Christus auszusagen. Wie könnte Christus uns erlösen, wenn Gott nicht wirklich mit dabei wäre, gelitten hätte, sagte Luther. Und es gibt keinen anderen Gott, als eben denjenigen, der in Christus zugleich verborgen und offenbar war. Diese Motive, die zum Herzstück lutherisch-reformatorischer Lehre gehören, werden anhand der Zweinaturenlehre und insbesondere anhand der Lehre von der Mitteilung der Eigenschaften (*Communicatio idiomatum*) entfaltet. Nun kann man natürlich auch die Begriffe Naturen oder ihre Eigenschaften verschieden verstehen. Man muß sie aber nicht unbedingt als griechisch abtun. Wir werden zugeben müssen, daß in der Konkordienformel die Christologie in die gefährliche Nähe des Doketismus gerückt ist, durch die Lehre des sogenannten „*genus majestaticum*“, die das wahre Menschsein Christi in Frage stellt und damit letzten Endes das Motiv der *Theologia crucis*, nämlich die Offenbarung Gottes im realen, leidenden Menschen Jesus, aufzuheben droht.

Das scheint mir ein Beispiel legitimer und notwendiger Kritik der Bekenntnisschriften, um ihrer und unserer Geschichtlichkeit willen, zu sein. Auf diese Weise werden sie auf fruchtbare Art in das heutige ökumenische Gespräch eingebracht.

Hier möchte ich kurz auf eine Kritik eingehen, die meine, in dem oben angedeuteten Sinn geführte „Untersuchung zu den Kondemnationen der Bekenntnisse des 16. Jahrhunderts“¹⁰ von seiten Prof. Martin

Roensch erfahren hat.¹¹ Prof. Roensch begrüßt den Satz: „was einmal als Verfehlung des Evangeliums erkannt ist, kann nicht durch eine neue Situation Wahrheit werden“, bedauert aber, daß ich, um der Geschichtlichkeit der Bekenntnisse willen, die Verwerfungen der Konkordienformel nicht mit vollziehen möchte, die doch das rechte Verständnis des Evangeliums bewahren sollen. „Die lutherische Ubiquitätslehre, sowie das ‚genus majestaticum‘ sichern ja gerade die Einheit der göttlichen und der menschlichen Natur in dem Gottmenschen. Wer diese Lehren bestreitet, muß das ‚damnamus‘ hören um des Evangeliums willen“ (Roensch, S. 322).

Dem wäre folgendes zu entgegen. Die Absicht liegt mir ferne, die Verwerfungen der lutherischen Bekenntnisse als die Sache nicht betreffend auf die Seite zu schieben. Mit Recht hat CA X m.E. ein Abendmahlsverständnis verworfen, wo die Gemeinschaft an Leib und Blut Christi vom Essen und Trinken der Elemente gelöst würde. Mit Recht wurde von lutherischer Seite auch die Trennung zwischen den beiden Naturen, wie sie etwa bei Zwingli vorlag, verworfen. Die Frage ist nun aber erstens, ob diese legitimen Verwerfungen durch die Ubiquitätslehre und die Lehre vom „genus majestaticum“ auszudrücken sind, wobei die wahre Menschheit Jesu angetastet wird. Zweitens ist die Frage zu stellen, ob die Verwerfungen des 16. Jahrhunderts heute noch den reformierten Partner treffen oder nicht.

3. Inmitten aller theologischen und konfessionellen Pluralität sind wir zur Erkenntnis des einen Evangeliums Jesu Christi, und damit auch zur einen Kirche Jesu Christi, gerufen.

Wir sind heute, mehr denn je, auch in den Kirchen, mit dem Phänomen der Pluralität oder der Vielfalt konfrontiert. Es wird so verschieden in der einen und selben Kirche gebetet, gelehrt, gepredigt und gehandelt, daß man sich oft fragen muß, ob noch dasselbe Evangelium bestimmend ist, oder ob nicht die Grenze der legitimen, vom Evangelium geforderten und befruchteten Pluralität längst überschritten ist. Was ist angesichts dieser Not zu sagen?

Indem das Evangelium der Welt verkündet wird, tritt es in verschiedene Kulturen und Begrifflichkeiten ein. Es wird von den verschiedensten Menschen aufgenommen und weitergegeben. Auf diese Weise, im Feld der Katholizität, der Geschichte und der Mission ereignet sich eine not-

wendige Pluralität, eine Pluralität, die auch mit dem qualitativen Unterschied zwischen dem Zeugnis und dem bezeugten Glaubensobjekt zusammenhängt.

Dieser Weg des Evangeliums durch die Geschichte und in die Pluralität ist ein dramatischer Weg, insofern er immer wieder eine Krisis bedeutet, eine Scheidung, wo christliche Gemeinden sich die Gemeinschaft aufsagen, weil sie meinen, es wäre nicht mehr dasselbe Evangelium, das sie verkünden. So hat die alte Kirche diejenigen verworfen, die die Menschheit oder die Gottheit Jesu Christi leugneten. Dann trennten sich die Ost- und Westkirche über der Frage nach der Verbindung zwischen Christus und dem Heiligen Geist, wie auch wegen der Frage des römischen Bischofs. Die reformatorischen Kirchen lösten sich von Rom (oder umgekehrt) um der Rechtfertigungsbotschaft willen, die lutherischen Kirchen von Zwingli und seiner Kirche um der Realpräsenz willen.

Vom Evangelium her ist es uns verwehrt, uns mit der trennenden Pluralität abzufinden, also dem Pluralismus zu huldigen. Es ist uns verwehrt, diese Pluralität sozusagen geistesgeschichtlich, dialektisch zu rechtfertigen und sie zu entdramatisieren. Es bedeutet für die Verkündigung des Evangeliums eine tiefe Tragik, wenn nicht mehr sichtbar wird, daß es sich wirklich um dasselbe Evangelium, um denselben Herrn Jesus Christus, handelt. Und wir wissen heute, im Blick auf Rom, daß das Problem nicht gelöst ist, wenn eine kirchliche Struktur die Einheit verbürgt. Das wahre Problem besteht darin: wie wird das eine Evangelium inmitten der sowohl notwendigen wie auch unumgänglichen Pluralität erkannt und bekannt?

Dieses Suchen nach dem einen Evangelium ist heute in der einen und selben Kirche notwendig geworden. Hier tauchen die schwierigen Fragen von Bekenntnisbindung, Häresie, Lehrzuchtverfahren usw. auf, denen echte Probleme zugrundeliegen.

Das ökumenische Gespräch zwischen den Kirchen leidet unter der Unwahrhaftigkeit vieler Kirchen, welche die eigene Einheit im Bekenntnis des Evangeliums nur schwer glaubhaft machen können, auch wenn sie mit großem Pathos vielleicht die Bekenntnisschriften in Ehren halten!

Trotz dieser Not ist uns aber das ökumenische Gespräch mit Kirchen, mit denen wir nicht in Gemeinschaft leben, aufgetragen. Insofern sich diese Kirchen auf denselben Herrn, auf dasselbe Evangelium berufen, sind wir aufgefordert, miteinander zu prüfen, ob es wirklich dasselbe Evangelium ist oder nicht, also ob unsere Unterschiede sich im Ver-

ständnis des Evangeliums gründen oder nicht. Dieses Gespräch hat nur eine Aussicht, wenn wir die Geschichtlichkeit vergangener Kontroversen und Kirchentrennungen beachten und wenn wir an die einende Kraft des Evangeliums wirklich glauben. Dann könnte und müßte es sich herausstellen, daß z. B. die reformatorischen Kirchen heute nicht mehr ohne weiteres auf Zwinglis Abendmahlslehre festzunageln sind, wie auch, daß das lutherische Anliegen, die reale, leibliche Präsenz des für uns in den Tod gegebenen und dem Sünder sich real schenkenden Herrn auch anders ausgedrückt werden kann als in Kategorien der Substanz. Dann könnte es sich herausstellen, daß auch die reformierte Kirche heute nicht mehr hinter den lutherischen Offenbarungsbegriff, auf den „deus absconditus“ von Calvins Prädestinationslehre, zurückgreifen kann. Der Sinn von Lehrgesprächen und Konsensustexten besteht eben darin, zu versuchen, das alles herauszustellen, also zu verifizieren, ob wirklich das eine und selbe Evangelium Jesu Christi erkannt und verkündet wird. Dieser Verifizierungsprozeß ist nicht zu überschätzen. Solche Thesen sollen und können nicht zu einer neuen Orthodoxie führen, und sie sind kein Bekenntnis. Aber, wenn es uns wirklich um Einheit auf Grund des Evangeliums geht, dann bildet diese Verifizierung eine unumgängliche Etappe auf dem Weg zur Einheit.

Vier Fragen, welche diese Verifizierung betreffen, möchte ich hier noch kurz andeuten:

1) Es geht um einen hermeneutischen Prozeß, der versucht, die Intention der Aussage von der Begrifflichkeit zu unterscheiden. Es handelt sich um den Versuch einer differenzierenden Interpretation. Wir stellen fest, daß Paulus nur in einigen Fällen die Pluralität, mit der er konfrontiert ist, als kirchentrennend betrachtet. Er weiß um die theologische Eigenart des Apollos und seiner Verkündigung (1. Kor. 3, 4ss) und verurteilt sie nicht. Er weiß, daß Petrus und Jakobus den Judaisten viel näher stehen als er selbst (Gal. 2, 6). Erst wenn die Beschneidung als heilsnotwendig hingestellt wird, ist das Evangelium in Frage gestellt. Oder denken wir an Luther, der bereit gewesen wäre, dem Papst die Füße zu küssen (großer Galaterbrief!), wenn die Rechtfertigungsbotschaft anerkannt worden wäre, wie er auch bereit war, andere Erklärungen der Realpräsenz anzunehmen als die seine (sogar Transsubstantiation oder Verzicht auf Ubiquität), wenn nur das Evangelium, d. h. der gegenwärtige und dem Sünder geschenkte Christus, bewahrt worden wäre. Dies führt zur Aussage, daß die Verifizierung der Einheit im Evangelium nicht mechanisch, durch einen blinden Vergleich der Formeln,

geschehen kann, sondern anhand dieses hermeneutischen Prozesses, der die Intentionen herausstellt und vergleicht!

2) Die Verifizierung sollte nicht nur auf Grund von Texten geschehen. Die Pfingstler z. B. haben kaum Texte, und doch eine sehr bestimmte, in der kirchlichen Praxis wohl entdeckbare Lehre. Andererseits ist es möglich, eine korrekte Lehre über die Realpräsenz zu haben oder die Versöhnung in Christus, sie aber in actu, im Vollzug des Abendmahls oder im Gemeindeleben (Rassendiskrimination) zu leugnen. Deshalb muß der hermeneutische Verifizierungsprozeß auch die Wirklichkeit des kirchlichen Lebens als Ausdruck des Evangeliums ins Auge fassen.

3) Man kann die Frage stellen, ob die Verifizierung unter Form von Konsensusthesen, das heißt einer Sprache, wirklich möglich ist. Sind wir nicht zum Pluralismus verurteilt? Gibt es nicht z. B. verschiedene Ekklesiologien im Neuen Testament? Können wir davon überhaupt gemeinsame Aussagen über die Kirche machen?

Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. Vielleicht kann es genügen, anzudeuten, daß es trotz dieser neutestamentlichen Pluralität in der Ekklesiologie eben, negativ gesprochen, doch nicht möglich ist, jede Kirchauffassung zu rechtfertigen. Eine Kirche, die nur ein irdisches Reich verkünden würde, an Stelle des Reiches Gottes, oder einen anderen Kyrios neben dem Herrn Jesus Christus, oder eine Selbsterlösung anstatt der Gnade, die Knechtherrschaft des Menschen statt der Freiheit, würde gegen das einhellige neutestamentliche Zeugnis verstoßen. Dazu kommt die notwendige Differenzierung innerhalb des Neuen Testaments, die eben doch Paulus, Jakobus, Pastoralbriefe in einen geschichtlichen Prozeß hineinstellt und also auch die verschiedenen Ekklesiologien nicht einfach nebeneinander bestehen läßt.

4) Die angedeutete Verifizierung mitsamt dem gegebenenfalls erreichten Lehrkonsensus kann niemals ein Selbstzweck sein. So heißt es im Leuenberger Bericht: „Die durch den Lehrkonsensus geprüfte und bestätigte Kirchengemeinschaft ist ein lebendiger Prozeß des kritischen Austausches untereinander und mit der jeweiligen gesellschaftlichen Umwelt. Auch die Grundaussagen, auf welchen der Konsensus beruht, müssen in diesem Prozeß einer ständigen Neuinterpretation ausgesetzt und unterzogen werden. Der Lehrkonsensus bestätigt wohl die Kirchengemeinschaft, aber er schließt die theologische Auseinandersetzung untereinander nicht ab. Nur wenn das Lehrgespräch in diesen weitergehenden Prozeß einmündet, kann die Kirchengemeinschaft erhalten werden.“¹² Darauf habe ich schon hingewiesen, als ich von der not-

wendigen Verifizierung des einen Evangeliums innerhalb der partikularen Einzelkirche gesprochen habe. Es ist eine Variation über das Thema: wir haben das Evangelium und habens auch nicht. Wir können es verlieren und müssen es in seiner Fülle immer wieder neu entdecken.

4. Mit der übereinstimmenden Verkündigung desselben Evangeliums ist die Einheit der Kirche gegeben. Es ist uns aber nicht verwehrt, nach einer Fülle von Lebensformen der Einheit Ausschau zu halten.

Vom berühmten „satis est“ von CA VII brauchen die Lutheraner nicht abzuweichen. „Zur wahren Einigkeit der christlichen Kirche genügt es, daß das Evangelium einmütig schriftgemäß gepredigt wird und die Sakramente dem göttlichen Worte gemäß dargereicht werden.“ Damit ist wirklich der Raum offen für eine große und heute auch überall geforderte Pluralität kirchlicher Organisationen, Frömmigkeitstypen, ja Theologien. Wir sollten uns aber davor hüten, das „satis est“ als ein einschränkendes Gesetz zu verstehen, als ob es unnötig, ja sogar falsch wäre, über Kanzel und Abendmahlsgemeinschaft hinaus zu einer, wie immer auch gearteten, organischen, kirchlichen Einheit zu kommen. Gewiß muß den reformierten Brüdern gegenüber immer wieder betont werden, daß mit Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaft wirklich das Entscheidende gegeben ist. Es kann aber nicht geleugnet werden, daß diese Gemeinschaft auch nach einem gemeinsamen Leben und Dienst ruft.

Im Zusammenleben der Kirchen scheuen wir uns oft davor, aus der Abendmahlsgemeinschaft gewisse Konsequenzen zu ziehen, auf dem Gebiet gemeinsamer Strukturen, Dienste und Ämter. Ich will damit nicht der organischen Union im klassischen Sinne das Wort reden. Erstens, weil ich meine, daß es heute verschiedene ökumenische Modelle geben kann und muß. Andererseits sollte man gewachsene Kirchen und bestimmte Frömmigkeits- und Gemeindetypen nicht einfach vermischen, sondern um der Ökumene willen Gemeinden in ihren Bekenntnistraditionen bestehen lassen.

Doch dürfen wirklich neue Wege gesucht werden, der geschenkten Einheit zu dienen und sie sichtbar zu machen. Man kann hier an das Bischofsamt denken, an gemeinsame Synoden z.B. und, warum nicht, auch an ein gemeinsames Bekenntnis heute. Zu oft erstreckt sich die Reflexion der Kirche nur über das Bekenntnis der Vergangenheit. Es könnte eine ganz wesentliche Manifestation der geschenkten Einheit

sein, den Glauben gemeinsam zu bekennen, angesichts heutiger Probleme, Herausforderungen und Erwartungen. Verschiedene Versuche deuten zum Glück heute in diese Richtung, sowohl in Frankreich als in Deutschland.

Unser Bekenntnis wie auch unsere Einheit werden wirklich erst glaubwürdig, wenn es uns gelingt, dasselbe, was unsere Väter sagten, heute zu sagen – aber so, daß es heute gehört wird.

5. Vom Evangelium des gekommenen Jesus Christus kommend, gehen wir mit unserem Bekenntnis dem kommenden Jesus Christus entgegen.

Vor einigen Jahren noch wurden die Einheitsbemühungen vor allem als Sichtbarmachung der schon verborgen gegebenen Einheit beschrieben. Zu oft wurde der eschatologische Aspekt vernachlässigt, der doch schon grundlegend für die Bekenntnisse des 16. Jahrhunderts war und ganz besonders für Luther selbst, der lebte, predigte und lehrte im Hinblick auf den kommenden Herrn, im Wissen um die eigene Vorläufigkeit und um die endgültige Offenbarung am lieben jüngsten Tag. Mit Recht hat die theologische Kommission des Lutherischen Weltbundes in ihrem Dokument „Mehr als Einheit der Kirche“ starkes Gewicht auf den eschatologischen Aspekt der Einheitsbemühungen gelegt. Abschließend seien diese Aussagen zitiert: „Es kann nicht ausreichen, die Einheit einseitig als etwas Gegebenes zu verstehen, das es lediglich sichtbar zu machen gilt. Das kann leicht zu einer Verharmlosung der Trennungen führen, die die Entschlossenheit, an der Überwindung des Trennenden zu arbeiten, untergräbt. Auch kann eine solche Sicht dazu verleiten, dem, was sich an sichtbarer kirchlicher Einheit geschichtlich vorfindet oder erreicht wird, allzu unkritisch den Charakter des göttlich Gegebenen und darum Unrevidierbaren zu geben.“

Die Erwartung des kommenden Herrn, der der Richter ist, zwingt die Kirchen dazu, die Gefahr des Irrtums und die Tiefe der Trennung ernstzunehmen. Zugleich aber erinnert diese Erwartung daran, daß unsere Erkenntnis, unsere Trennungen und unsere Einheitsverwirklichungen vorläufig und revidierbar sind. Sie befreit so die Kirchen davon, im Blick auf das Vergangene und das gegenwärtig Gegebene zu verharren und ermutigt sie, den Blick in Hoffnung nach vorne zu richten und sich an Verheißung und Auftrag zu orientieren.“¹³

¹ Siehe dazu das Dokument, das vom Institut für Ökumenische Forschung in Straßburg ausgearbeitet wurde. Es lag der Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Evian vor und ist u. a. erschienen in:

– Lutherische Monatshefte, April 1970

– IDOC International, Mai 1970

– Una Sancta, 1970.

² Leuenberger Bericht, n° 20 – In: Gemeinschaft der reformatorischen Kirchen. Auf dem Weg II – Zürich 1971, S. 17.

³ Siehe: 1) Auf dem Weg. Lutherisch/reformierte Kirchengemeinschaft – Zürich, 1967. 2) Gemeinschaft der reformatorischen Kirchen. Auf dem Weg II – Zürich, 1971.

⁴ Siehe: Lutherische Rundschau 1969/4, 467–488

Lutherische Rundschau 1971/2, 208–240

Der Gesamtbericht ist in Vorbereitung.

⁵ Siehe: Lutherans and Catholicism. Dialogue IV – Eucharist and Ministry, published jointly by Representatives of the Lutheran World Federation and the Bishop's Committee for Ecumenical and Interreligious Affairs. Washington, New York 1970.

⁶ „Mehr als Einheit der Kirchen.“ Studiendokument für die Fünfte Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes – Abschnitt 48. Lutherische Rundschau 1970/1, S. 62.

⁷ Leuenberger Bericht, 22b – Auf dem Weg II, S. 17.

⁸ Leuenberger Bericht, 25 – Auf dem Weg II, S. 18.

⁹ Die Union als ökumenisch-theologisches Problem. In: Um evangelische Einheit. Beiträge zum Unionsproblem, hrsg. von Karl Herbert. Herborn 1967, SS. 290–324.

¹⁰ „Die Verwerfung der Irrlehre und das Verhältnis zwischen lutherischen und reformierten Kirchen“. Eine Untersuchung zu den Kondemnationen des 16. Jahrhunderts. In: Gemeinschaft der reformatorischen Kirchen. Auf dem Weg II, SS. 69–152.

¹¹ Lutherischer Rundblick, 1970, n° 4, SS. 321–322.

¹² Leuenberger Bericht 23. Auf dem Weg II, SS. 17–18.

¹³ „Mehr als Einheit der Kirchen“ – 38–39. Lutherische Rundschau 1970/1, S. 61.

In der Kirche soll man nichts mit größerer Sorgfalt betreiben als das heilige Evangelium, daß ja die Kirche nichts Köstlicheres und Heilsameres hat.

Martin Luther